

MacLane
Ich



Mary MacLane

ICH

Aufzeichnungen aus
meinem Menschenleben

Aus dem Amerikanischen übersetzt von
Mirko Bonné und Ulrike Draesner

RECLAM 

Originalausgabe: Mary MacLane, I, *Mary MacLane: A Diary of Human Days*, Austin, Texas: Petarca Press, 2014. (Erstausgabe 1917.)

Die Arbeit von Mirko Bonné am vorliegenden Text wurde im Rahmen des Programms NEUSTART KULTUR aus Mitteln der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien

2021 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Druck und buchbinderische Verarbeitung: GGP Media GmbH,
Karl-Marx-Straße 24, 07381 Pößneck
Printed in Germany 2021
RECLAM ist eine eingetragene Marke
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-011319-6

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de



Ich, Mary MacLane
Aufzeichnungen aus
meinem Menschenleben

Für M- T-

Lebendige Früchte
aus dem Verblühten Garten

Feuerkasten Marke Eigenbau

Heute

Hier in Butte-Montana bricht eine düstere Julinacht an.

Der Himmel hängt voller Wolken. Die nahen Berge sind melancholisch-grau.

Da stoße ich von Angesicht zu Angesicht auf Mich.¹

Ich bin Mary MacLane: unbedeutend für die große schöne weite Welt und Mir verdammt wichtig und teuer.

Von Angesicht zu Angesicht schaue ich mich mit einer guten Portion Selbsthass an, mit Verzweiflung und gespannter Aufmerksamkeit.

Ich stecke Mich in einen Feuerkasten Marke Eigenbau und schiebe ihn in mein flammendes alltägliches geistiges Inferno. Daraus leite ich ab:

Ich bin ungewöhnlich – und in mancherlei Hinsicht unübertrefflich.

Ich bin durch und durch eine Heidin.

Ich bin eitel, trivial und verschlagen.

Ich bin ein hochspezialisiertes Wesen, zutiefst Ich.

Ich bin weiblichen Geschlechts und noch dazu fast alles, was damit einhergeht, mit ein paar weiteren *pointes*.²

Ich bin dynamisch, aber am Boden zerstört, eine geistige Wüste.

Ich bin wie ein Leopard, ich bin wie eine Dichterin, ich bin wie eine Nonne, und ich bin wie eine Ausgestoßene.

Ich habe einen kräftigen schrägen Sinn für Komik – eine lebensrettende und die Sitten verderbende Gabe.

Ich habe Gehirn und Gehirntätigkeit, nicht gewaltig, aber fein und von außergewöhnlicher Qualität.

Ich neige dazu, andere zu verhöhnen, und ich bin mutig.

Ich bin von schlankem Körperbau und zarter Konstitution, festfleischig und frisch.

Ich bin eine merkwürdige Närrin, eine seltsam komplizierte Lügnerin und eine spirituelle Vagabundin.

Ich bin entschieden und eigen in meiner Unaufrichtigkeit; wankelmütig, schwach und erfinderisch in meiner Wahrheit.

Ich bin mir ständig meiner selbst bewusst, darin aber ohne Falsch.

Ich bin ultramodern, sehr altmodisch: ein wandelnder Widerspruch.

Ich bin jung, aber nicht sehr jung.

Ich bin sehnsüchtig – ich bin berüchtigt.

Kurzum: Ich bin ein menschliches Wesen.

Ich bin vorausschauend und auf analytische Weise selbstbezogen, von atemberaubender, dumpfer Genialität.

Und wäre ich nicht auf so entschiedene, ermüdende Weise bei Sinnen, würde ich sagen, dass ich verrückt bin.

Nach dieser Selbstuntersuchung beginne ich dieses Buch über mich selbst, um mir in allen Einzelheiten die Frau zu zeigen, die in mir steckt. Kann sein, dass das auch einen Typus zutage fördert, etwas generell Weibliches, so alt wie Eva. Sollte dem so sein, war das nicht meine Absicht. Ich künde allein vom Ego und dem Individuum.

Wie es heimlich jeder tut, der atmet, Mann, Frau, Kind. Man fürchtet sich nur, es laut herauszuposaunen. Und kaum einer weiß, dass er dieses Lied singt. Dabei ist es das einzige, was jeder kann. Ein Bischof, der sich aufrichtig und unermüdlich im Dienst für die Armen seiner Diözese aufreißt, dient seiner starken Eitelkeit und seinem idealen Ego. Ein hungernder Bildhauer, der in seinen Träumen lebt und nur für sie, ist genauso ein Selbstherrlichkeits-Egoist wie der Bischof. Und beide sind exakt solche Selbstherrlichkeits-Egoisten wie ich.

Selbstherrlichkeits-Egoist, nicht nur Egoist, ist mein Wort. Dieses Wort, nicht das abgemilderte, ist das »geflügelte Wort«.

Aus Schimmer, Glut und Glanz ist es gemacht, dieses Ego. Ich zähle zu seinen Anhängern.

Daher schreibe ich mir dieses Buch von Mir – von Meiner Seele, Meinem Herzen, Meinem Fühlenden Körper, Meinem Zauberhaften Verstand: von ihren innersten Kräften und ihren Widersprüchen.

– in jedem Menschen gibt es ein Selbst, eines, das lebt und sein eigenes süßes, eitles, ein wenig erschreckendes Wesen treibt, nicht in der Tiefe und nicht auf den Oberflächen, sondern Gleich-Unter-Der-Haut. Es ist das Selbst, das man sich ganz allein für sich selbst hält. Es ist die Essenz der Seele und der Knochen. Es ist das Durchtriebenste und Scharfsinnigste, das der Mensch besitzt. Es ist das Einsamste: tragisch einsam. Es bedeutet endlose, endlose Eingeschlossenheit – schön, erschreckend, barbarisch, beschämend, trivial bis zum Wahnsinn, daueranwesend, für einen selbst unglaublich faszinierend, leidenschaftlich versteckt: versteckt für immer, für immer –

Mein Ziel ist es, all dies in diesem Ich-Buch zur Sprache zu bringen: nichts Tiefes, außer es steigt an die Oberfläche und berührt die Sache, nichts Oberflächliches, außer es geht unter die Haut. Nichts als das flache unscheinbare blutige Ich Gleich-Unter-der-Haut.

Ich werde daran scheitern, zum einen, weil mein Schreibtalent den delikateren Aspekten der Aufgabe nicht gewachsen ist, vor allem aber, weil ich nicht einmal mit mir selbst sonderlich ehrlich bin.

Aber ich werde darauf hinarbeiten.

Teils unvermeidbar, teils aus freien Stücken

Morgen

Teils, weil es unvermeidbar ist, teils aus freien Stücken schreibe ich nun dieses Buch.

Ungeduldig und schulterzuckend finde ich mich an einem finsternen Punkt meines Lebens, an dem ich mich ausdrücken oder mich verlieren oder zerbrechen muss.

Und so, wie ich mein Leben lebe, bin ich ziemlich allein.

Und ich bin unglücklich – ein höhnisches Unglücklichsein ganz ohne bittere, bejahende Trauer, die sich dem allesverschlingenden Luxus des Kummers hingibt, vielmehr ein Unglück aus unterdrückter Unruhe, gequält von dem Wissen, dass ich nirgends hinpasse, dass ich dahintreibe – dahintreibe –, was eine unerträgliche Furcht zur Folge hat, immer mehr Furcht, sowohl des Tags als auch in schlaflosen Nächten.

Und es aufzuschreiben nimmt mir etwas von dieser Last von den Schultern.

Und Schreiben ist, was ich am liebsten tue.

Und ich selbst bin das unmittelbarste, stärkste Thema, das ich in allem, was ich kenne, für mein Schreiben finden kann: das größte, das kleinste, das weiteste, das engste, das liebenswerteste, das abscheulichste, das bunteste, das eintönigste, das geheimnisvollste, das offensichtlichste und das eine, das mich als Schriftstellerin und als Person am weitesten bringt.

Ich schreibe Mich, wenn ich die Gedanken wiedergebe, die in mir glimmen, seien sie über den Tod, über Rosen, über Jesu Mutter oder über Nägel für zehn Cent.

Die Gedanken, die man hat, sind die entscheidenden Abenteuer. Ernsthaft und mit aller Kraft und voller Absicht darüber nachzudenken, ob man einen Mord begeht, ist in jeder Hinsicht aufregender, romantischer und in tieferem Sinn tragisch, als den Mord zu begehen.

Ich entfalte mich in verwünschten und wertvollen niedergeschriebenen Gedanken. Aus dem frechen Spiegel, den ich meinen Geist nenne, werfe ich die Spiegelbilder meiner inneren Ichs aufs Papier.

– *mein Geist – wie frei er doch ist –*

Meine Seele ist nicht frei: vor langer, langer Zeit hängte Gott ihr eine Kette von Flüchen, wie eine kleine Handfessel, um den Hals. Ich spüre sie ständig. Auch mein Herz ist nicht frei, denn es ist tot: auf lustlose und triviale Weise einfach tot. Und mein Körper – er ist frei, aber er sieht aus wie etwas Verbrauchtes und Nutzloses, wie ein Abendessen, das man auftrug, doch niemand nahm davon, und jetzt ist es kalt.

– *aber mein so freier Geist –*

Selbst wenn man mich in ein Gefängnis wegspernte: selbst wenn man mich an einen elektrischen Stuhl gurtete: selbst wenn die Lepra mich anfräße und zerstörte: noch immer könnte ich *denken*, mit Gedanken, so frei wie golddurchwirkte Frischluft, Gedanken, zart schimmernd wie eben gefallener Tau, Gedanken, luftig leicht, verführerisch, spekulativ, kunstvoll, böse, verschlagen, erhaben.

Man könnte mir beide Hände abschneiden: aber mich davon abhalten, mich an die Traurige Graue Schönheit der See zu erinnern, wenn der Regen auf sie schlägt, schlägt, schlägt, könnte man nicht.

Mag schon sein, dass man versuchen wird, mich zu ermahnen, indem man mir einen glühend roten Dorn zwischen die weißen Schulterblätter treibt: doch nicht einmal auf diese Weise könnte man meine Gedanken beeinflussen – nicht einmal ihre Richtung könnte man verändern.

Von Augenblick zu Augenblick bin ich mir meines Geistes hell bewusst – in jedem dieser vergehenden Lebensaugenblicke. Das Bewusstsein ist eine aufreibende Fähigkeit, eine schwere Last und ein wilder Reiz. –

Auch was ich fühle, schreibe ich auf.

Ich bin mir mein eigenes Gesetz, mein eigenes Orakel, meine beste Freundin, meine Führerin, auch wenn ich mich in Sackgassen führe, bin meine eigene Mentorin, meine Feindin, meine Liebhaberin.

Mein Alter beträgt einunddreißig Jahre, ein glimmend versengtes Lebensalter, in dem man fühlt, dass die Flügel des Vogels »Jugend« stark und heftig schlagen, um zu entfliehen – schon so gut wie bereit für den Abflug.

Ich bin nicht charmant. So ziemlich genau siebzig ausgesuchte Adjektive würden besser zu mir passen.

Aber über etwas jugendlichen Liebreiz, etwas Liebreiz meines Geschlechts, etwas Charme des Intellekts und der Intuition verfüge ich, ebenso wie über ein paar Reize, was die Persönlichkeit angeht.

Leidenschaftlich nehme ich diese Dinge an anderen wahr. Und mein Stahl hat des Öfteren Funken aus ihrem Flint geschlagen.

Aber noch jedes Mal hat mein Stahl sich düster, doch voller Kraft auf sich selbst besonnen.

Verdrehte Moral

Morgen

Wenn ich Gott begegnen sollte, um etwas von ihm zu erfahren und mit ihm zu sprechen, wäre so ziemlich das Erste, was ich ihn fragen würde: »Was dachten Sie sich, Gott, als Sie mich schufen?«

Ich glaube, dass er damit einen bestimmten Zweck verfolgte.

Im Wesentlichen bin ich eine teuflische Person. Es gibt siebenmal mehr Böses als Gutes in mir. Das Böse ist von gemischter, bedrohlicher Art, jener Art, die in braven, hübsch gefärbten Kleidern daherkommt, gesund und munter ist. Während das Gute in mir krank ist, einsam und auf nervöse Weise ängstlich – ein Etwas mit tränenverschmierten Augen und zitternden Fingern.

Aber Gott hat Vieles geschaffen, das noch unwahrscheinlicher ist als ich. Haie hat er ins Meer gesetzt, Menschen gemacht, die Kinder anstellen, damit sie in ihren Mühlen und Minen arbeiten, Giftfeu und Zebras –

– und außerdem hat er noch wahre Wunderwerke geschaffen: Dünne Rosarote Sonnenaufgänge in den Bergen, Junge Englische Dichter, Hortensien im plötzlichen Blau ihrer ersten Blüte, Singende Menschenstimmen – und mehr, immer mehr –

Wenn ich an sie alle denke, spült eine freudige Aufregung über mich hinweg wie eine kleine verrückte Welle. Was für ein Delirium-der-Seligkeit, wenn man fühlt, dass man selbst lebt, obwohl die Schatten pechschwarz sind.

Gott verfolgt einen Zweck damit, dass er all dies schuf, glaube ich.

Auf den Zweck meiner Erschaffung bin ich halbwegs neugierig. Vielleicht hat er mich zu seinem eigenen Vergnügen gemacht. Vielleicht hat er mich gemacht, um meine Seele mit ein paar Plagen und Stachelstöcken zu maßregeln oder um sie für bacchantische Unbekümmertheit und Vergnügungen in einer, lang-ist's-her, jahrhundertealten Vergangenheit zu bestrafen. Vielleicht hat er mich gemacht, um andere Leben damit aufzupeppen oder zu geißeln, dass ich ihnen mit mei-

ner Mary-Mac-Lane-haftigkeit¹ nahekomme. Vielleicht hat er mich gemacht, um auf eine verdrehte Moral hinzuweisen.

Voller Zweifel denke ich darüber nach.

Aber selbst wenn ich meinen Zweck kennen würde, würde ich nicht um Haaresbreite von meinem Weg abweichen wollen, der auf profane Weise selbstbezogen ist.

Könnte ich für mich einen Weg zur Wahrheit erkennen, ich würde ihn einschlagen. Es wäre mir nicht fremd, etwas anzubeten. Ich sehne mich danach, etwas anzubeten. Und ich bin entschieden, auf müde, kühle Weise entschieden: Habe ich etwas angefangen, ziehe ich es durch bis zum Ende.

Aber ich sehe keinen Weg zur Wahrheit – jedenfalls nicht für mich. Und Gott ist für immer und ewig abwesend und schweigsam. So folge ich weiter dem Weg, auf dem ich mich selbst finde. Ich denke darüber nach. Und fluche leise, weil ich nichts daraus mache.

Mein-Alltag und morgen

Morgen

Unbeteiligt lebe ich in diesem Spitzkegel-Butte¹ und spiele nach außen die Rolle der Familientochter ohne Aufgaben.

Dieses Butte ist ein Ort, der nicht zu mir passt.

Keinen einzigen Menschen habe ich hier zum Freund, niemand entspricht mir. Und Die Natur hätte mich nicht mal in einer ihrer verblüffendsten Launen in die Rolle der Familientochter gesteckt. Drei Dinge haben mich in den letzten vier Jahren hier festgehalten: der Umstand, dass nichts von außerhalb nach mir verlangte; ein von der Familie ausgeübter Druck, fein wie eine kleine Nadelspitze, die einen sticht, kaum bewegt man sich; und dass es derzeit der Weg des geringsten Widerstandes ist, hierzubleiben.

So sind Frauen: Sie gehen den Weg des geringsten körperlichen Widerstandes, außer ein gewaltsamer Grund – wie Liebe oder Hass oder Eifersucht oder ein Baby oder verletzter Stolz oder die Sporen des Ehrgeizes – zwingt sie zu einer gewaltsamen Tat. Ich bin ihm in diesen Jahren äußerlich ruhig, innerlich wütend gefolgt – wütend auf eine matte Art, die mich fertigmacht.

Die Jahre, die Unterwerfung und die Wut setzen sich zu einer Stimmung zusammen, die mich einschließt, antreibt, verdammt und erhebt.

Sie ist voller Kraft, diese Stimmung, obwohl ich selbst nicht kräftig bin.

Diese Stimmung ist dieses Buch. –

Ich lebe ohne Moral. Ohne Moral, weil mein Leben auf tödliche Weise vergeblich ist. Alle die Gewebe meines Körpers, meiner Seele, meines Geistes und Herzens liegen brach, sie zerfallen, nutzen sich Minute um Minute ab, Stunde um Stunde, Tag um Tag: Nichts davon kehrt zu mir oder zu meinem Leben noch zu etwas Menschlichem oder Göttlichem zurück.

So kommt es, dass ich mich vor meinem Leben und mir selbst grause.

Ich weiß nicht so recht, warum.

Aber es würde sich ehrlicher anfühlen, eine unermüdliche Taschendiebin oder eine eifrige Dirne zu sein.

So vergeht Mein-Alltag: Morgens wache ich auf und liege lustlos ein paar Minuten mit schweren Lidern herum. Mein Blick fällt auf einen Riegel aus vergoldet blauem Morgenlicht, das sich blass zu dem einen Fenster hereindrückt, und auf ein Sonnendreieck aus schmelzendem Gold, das sich durch das andere Fenster auf der roten Ziegelwand unseres Nachbarhauses zeigt. Also sage ich »schon wieder ein Tag«, schiebe die Zudecke mit einem Fuß beiseite und schlüpfe aus meinem schmalen Bett, hinein in die blauen Pantoffeln, her-

aus aus einem dünnen Nachthemd und hinein in einen Frisier- oder Bademantel. Ich glätte ein zerzaustes Haar und drehe es ein, fasse es zusammen und stecke es mit ein paar Bernsteinnadeln hoch. Und ich trete in ein achtungsgebietendes, grüngraues Badezimmer, lasse Wasser einlaufen und setze mich hinein. Ich plansche in kurzlebigen, flüchtigem Seifenschaum, stelle mich unter einen plötzlichen, heldenhaft eisigen Wasserguss und trockne mich mit einem die Haut geißelnden Handtuch ab. Dann kehre ich in das blauweiße Schlafzimmer zurück und ziehe mich an, dünne Frauenunterwäsche und ein Kleid wie für eine Nonne.

Ich schaue in meinen Spiegel. An manchen Tagen bin ich ein feingliedriges, hübsches Mädchen. An anderen Tagen eine vollkommen unscheinbare Frau.

Körperliche Anziehungskraft ist ein Ergebnis der Chemie des Gehirns.

Ich sage zu Mir im Spiegel: »Da sind ich-und-du ja wieder, Mary MacLane, und ein weiteres zehrendes vernichtendes Morgen.

*Morgen, und morgen, und dann wieder morgen,
Kriecht so mit kleinem Schritt von Tag zu Tag.«²*

Dieser Morgen-Gedanke hat etwas beklemmend Dekadentes. Und Tag für Tag kommt der Morgen-Gedanke aus meinem Morgenspiegel gekrochen.

Ich verweile ein wenig bei ihm, bis meine grauen Augen, meine Lippen, meine Zähne und meine Stirn genug davon haben und ihm nichts mehr abgewinnen können.

Mit einem Ruck befördere ich die flache Muschel meines Haarschopfs auf die eine Seite der Stirn und wende mich ab. Tür und Fenster reiße ich weiter auf, damit ein paar Windstöße hindurchfegen. Und ich gehe hinunter. Es ist halb zehn oder halb elf. Ich trete in die saubere, leere Küche mit der

tickenden Uhr und bereite mein Frühstück zu. Diese Aufgabe ist auf hungrige Weise erfreulich und angenehm. Ich mache ein fast schon britisches Frühstück mit Tee und Orangenmarmelade und kleinen Vierecken von Toast und rosa-braunen Streifen Schinkenspeck und zwei herrlichen Eiern. Bis zu dem Augenblick, in dem ich die Eier aufschlage, gleicht der Morgen auf uralte Weise jedem anderen Morgen. Aber Eier sind Mal um Mal, obwohl ich sie seit gut fünfundzwanzig Jahren jeden Tag esse, faszinierend neu.

Sie sind köstlich in meinem Frühstück. Ebenso wie die Toasteckchen, die Speckstreifen, der Tee und die Marmelade. Wenn ich mit ihnen fertig bin, lege ich meine Serviette neben meine Tasse, zünde eine Zigarette an, ziehe ein- oder zweimal an ihr und werde mir in aller Zufriedenheit dessen bewusst, dass mein Gehirn sich zusammen mit dem Frühstück in einen süßen Ruhezustand begeben hat. Solange mein Gehirn sich in meinem Kopf befindet, analysiert es mir noch das letzte Quäntchen Seele aus dem Körper, den Glanz aus den grauen Augen, die Würze aus dem Leben, den menschlichen Geschmack von der Zunge. Dieser Nach-Frühstücks-Augenblick ist der einzige friedliche Augenblick, der mir an meinem Tag und in meinem Leben vergönnt ist.

Nachdem ich die Zigarette geraucht und Teile der Zeitung gelesen habe, beweise ich, wie durch und durch bürgerlich ich bin, indem ich daran denke, mein Frühstücksgeschirr zu waschen.

Genau, bürgerlich, von der Seele bis in die Zehenspitze. Man sieht mir das aufs Erste nicht an – Geschmack und Ehrgeiz flitzen ja nur in verstümmelter Form und in weiten Kreisen um einen Menschen herum. Aber die Neigung, das Geschirr abzuspülen, nachdem man es zum Frühstück verwendet hat, fühlt sich eindeutig und angenehm bürgerlich an. Was nicht heißt, dass ich immer abwasche, aber immer denke ich daran und bin geneigt, es zu tun.

An einem Sommertag sitze ich mittags auf der vorderen Veranda im Schatten und schaue in die Weite nach Süden auf die blauen Highlands mit ihren ewigen Schneegipfeln: oder nach Osten auf die nahe, hoch aufragende, großartig grimme Wand der ausgedörrten Rockies, die unser Spitzkegel-Butte von New York trennt, von London – von den Schlössern Spaniens – den Pyramiden – von der Insel Lesbos: oder nach Südwesten über Hausdächer hinweg auf ein paar Ausläufer des Gebirges, über denen ein Feenschleier hängt, für den man einen Klumpen Gold und eine Aprikose miteinander verschmolzen und dünn ausgestrichen hat.

Ruhelos kehre ich ins Haus zurück und gehe in mein Zimmer. Ich bringe es in Ordnung – reine, reine makellose Ordnung. Ein ausgeprägter Teil von mir stammt von einem mutwilligen Geschöpf ab – einer Mänade,³ einer geistigen Amazone, einem weiblichen Kobold. Aber er hat eine Gegenspielerin – die Charakterzüge einer Jungfer aus Neu-England, der man mit Stahl bestimmte, grausam ordentliche Gewohnheiten angeeignet hat. Ein loser Faden auf meinem blauen Teppich tut weh, tut mir *weh*, bis ich ihn aufhebe. Staub in meinem Zimmer fügt mir einen nervösen Schmerz zu, eine erbärmliche bohrende Betrübniß-aller-Sinne, bis ich ihn entfernt habe. Und mein züchtig aussehendes Bett – nachdem ich seine genoppte Matratze umgedreht und es gemacht habe – glatt und weiß und frisch und weich –, wie würde jede Faser in mir sich winden, falls jemand es wagte, sich daraufzusetzen. Doch niemand setzt sich darauf. Und ich für meinen Part würde eher einen Teil meines Körpers an einen Soldaten vom Balkan verkaufen, für vier Groschen, als auch nur eine Fingerspitze in seine Vollkommenheit zu drücken: so und nicht anders sehen meine Gefühle dazu nun einmal aus. Mein Bett *muss* vollkommen bleiben bis zu dem Augenblick, in dem ich nachts hineinschlüpfe, um unter Traumwelten zu schweben.

Unter Umständen drücke ich mir dann einen weichen schwarzen Hut auf die Haare, streife Handschuhe über und trete für einen längeren Spaziergang hinaus auf die grau gepflasterten Straßen. Vielleicht ist es auch ein schwülheißer Tag. Dann breche ich nicht auf, sondern bleibe in dem blauweißen Zimmer und flicke ein Stück zerrissener Wäsche, ein Taschentuch, einen Seidenstrumpf oder einen Unterrock. Oder ich greife zu einem Buch und grabe etwas Griechisches aus – Homer oder ein Fragment der Sappho –, das ist zwar recht mühselig, aber ich freue mich darüber, dass ich es überhaupt schaffe: was man in der Schule als Letztes lernte, vergisst man als Erstes wieder. Oder ich lese einen englischen oder französischen Philosophen, etwas Tolstoi in Übersetzung, ein Stück aus einem Roman von Balzac oder ein paar Passagen aus Romanen von Dickens, mit denen ich seit langem vertraut bin und die ich wirklich liebe, wegen der erholenden Falschheit ihrer Gefühle und des stechenden, appetitanregenden Charmes ihrer Schurken.

Und in der Zwischenzeit denke ich nach und denke nach.

Dann ist es Zeit für das Abendessen, mitunter ziehe ich mir mein anderes nonnenhaftes Kleid an, nasche lustlos vom Essen und unterhalte mich mit der kleinen Familie, die sich versammelt hat, in der Tonlage und im Stil lebenslanger Unaufrichtigkeit. Im Familienkreiszustand muss ich mein wahres Selbst seit meinem zweiten Geburtstag hinter hundert schwarzen Schleiern verstecken. Der Versuch, es etwa jetzt beim familiären Abendessen zu zeigen, der einzigen Zeit, zu der alle zusammenkommen, wäre erschütternd. Wie viel einfacher ist es, während der Mahlzeiten, die ich damit verbringe, hie und da appetitlos zu kosten, umfassend unehrlich zu sein. Niemand hier sehnt sich nach meiner Aufrichtigkeit, daher steht in der Buchführung meiner Seele an dieser Stelle jetzt für immer und mit aller Entschiedenheit »Sei's drum«. Dieses Glöckchen hat vor langer, langer Zeit aufgehört zu

schlagen. Schläge es jetzt, würde man nur »Sei's drum« hören, »Sei's drum«.

Schließlich ist es dunkel und ich mache den Spaziergang, der nachmittags ausfiel. Lange, einsame Straßen wandere ich hinab. Lange einsame Gedanken stapeln sich in mir aufeinander und durch mich hindurch und wickeln mich in einen Nebel, der mich wie ein Mantel umhüllt. Zwei oder drei Meilen gehe ich über gepflasterte Straßen, bis ich ganz erschöpft bin. Das ständige unwillkürliche Selbstanalysieren hat mich biegsam, aber auch zerbrechlich gemacht. Man kann seine Lebenserfahrungen und Lebensgefühle analysieren, bis die physischen Gewebe schwach werden, dünn wie Spinnweben. Dann ist es, als möchte einem – auf ein Wort, einen geflüsterten Gedanken, einen Schlag des Herzens hin – die Seele durch den Schleier entfliehen, dem Todesengel die Hand reichen und sich für immer aus dem Staub machen:

– aber ich liebe mein Leben, noch während ich es Stück um Stück auseinandernehme und es heftig verabscheue. Ich liebe es mitsamt seiner aufreibenden Eintönigkeit, seinen glanzvollen Augenblicken und seinen Tagen voller Schatten, Sturm und bitterer düsterer Leidenschaft –

Unter einem dämmrig samtblauen Nachthimmel, geschmückt mit dem Geschmeide von Mond und Sternen sowie fliegenden, an den Rändern leuchtenden Wolken, gehe ich zurück. Die Nacht strahlt eine unterdrückte Kostbarkeit aus, wie eine schwangere Frau, die nicht verheiratet ist. Ganz geschwollen ist sie von ihrem Edel-Bastard, dem Morgen. Die Nachtluft küsst mir Lippen und Kehle. Ich ziehe meine Handschuhe aus, um sie auf meiner Haut zu fühlen. Sie gibt mir das entzückende, keineswegs erregende Gefühl, ohne Liebe liebkost zu werden.

Ich kehre in mein blauweißes Zimmer zurück, nehme meinen Hut ab, fahre mir mit den Fingern durchs Haar, schaue Mich im Spiegel an und lächele auf die melancholisch-bösartige Weise, die ich mir für Mich-allein aufhebe. Ein intimer Moment der Begrüßung – ich erkenne die mir Vertraute, indem ich zu ihr zurückkehre. Oft beim Spaziergehen bin ich ohne Mich unterwegs, entferne mich weit von Mir und vergesse Mich.

Dann sitze ich an meinem flachen schwarzen Schreibtisch und schreibe planlos für zwei, drei oder vier Stunden vor mich hin. Ab und an einen Brief, ab und an ein paar Verse oder eine fieberhafte Phantasie in gesetzter Prosa. Aber zurzeit hauptsächlich dies hier.

Irgendwann gehe ich hinunter zu einem Kühlschrank oder zum Abgang in den Keller auf der Suche nach etwas Essbarem – eine Scheibe freundlichen kalten Bratens, ein paar keusch dreinblickende Scheiben Brot, eine schmale unschuldige Zwiebel. Ich esse sie ohne Genuss, ich verschlinge sie und komme mir vor wie ein ranker, räubernder, verstohlener Kojote. Es ist zwei oder drei oder vier Uhr morgens. Ich lehne in der kalten nächtlichen Tür, rauche in aller Stille eine Zigarette und zähle die nervösen, grausamigen Nachtfalter auf der anderen Seite des Fliegengitters.

Und all die Zeit denke ich nach und denke nach.

Wieder oben in meinem Zimmer setze ich mich neben dem niedrigen Bücherregal auf den Boden und lese ein paar englische Dichter des letzten Jahrhunderts, die Brownings, Shelley und den sagenhaften John Keats. Die Dichter schenken mir einen Raum, der sich dank ihrer Zauberkraft und Anmut mit Wärme füllt. Was für ein Flammenhimmel hat diese Wesen gesegnet. Irdischer Matsch hier, und ihre Flügel »durchdringen die Nacht.«⁴

Danach bin ich aufgekratzt müde. Ich klappe die Bücher zu und mache mich mit einer leicht poetischen Mattigkeit bett-

fertig. Ein leises tröstliches Aufschnappen der Korsettstangen aus Walkknochen: ein dumpfes rhythmisches Enthaken des Hüftgürtels aus Metall, Gummi und Seide; ein Abstreifen der Tageskleider und ein Schlüpfen in ein dünnes blasses kühles Seidennachthemd; ein rasches Bürsten der Haare; ein Einreiben der Hände und des Halses mit einer leicht duftenden Creme; ein Gutenacht zu Mir im Spiegel; eine letzte Welle einer schicksalhaften Sache – der Essenz meines Lebens – beiläufig, entschieden, verächtlich und drohend –, die sich in einer unsichtbaren Woge über mich hermacht: und ich liege zwischen glatten Laken aus Leinen.

Zwanzig Sekunden später seliger, seliger Schlaf.

Von so großer Nichtigkeit ist mein Tag. Der eine Tag unterscheidet sich vom nächsten durch diesen oder jenen vulkanischen Maulwurfshügel. Und an manchen Tagen wasche ich nicht nur jede Menge Geschirr ab, sondern erledige auch eine ordentliche Portion Hausarbeit, gewandt und zu meiner eigenen Befriedigung, ganz die teuflische Küchenmagd.

An anderen Tagen kommen, während ich mich mit meinen so kleinen Schritten bewege, liebliche oder barbarische Gedanken und Gefühle auf und verwandeln augenblicklich das Angesicht meiner Welt.

Oder ein menschliches Wesen mit dem Gehirn eines Häschens und der Empfindsamkeit eines Backenhörnchens läuft mir über den Weg, langweilt mich sanft und führt mir nur umso deutlicher vor Augen, wie heidnisch ich bin.

Aber immer gleichen sich die Tage in ihrer rastlosen, zweifelhaften Gerichtetheit auf ein Morgen.

Immer unanständig sinnlos.

Und schaurig allein.

Rechnerisch eine blinde Wand

Morgen

Ich habe mir vorgenommen zu entscheiden, ob Gott mich liebt oder verabscheut, wenn er mich so allein in die Welt stellt.

Es gibt Zeiten, in denen meine Einsamkeit eine bezaubernde, funkelnde, findige Einsamkeit ist, aus der ein bemerkenswertes verzücktes Schimmern dringt. Das Wunder, eine Person zu sein, stürmt auf mich ein, rauscht um mich und in mich »mit Blitzen und Musik«.¹

Ein Tag voller Freundschaften, und es ist weg.

Häufiger ist es ohnehin so, dass das müde, müde Herz und das matte, matte Hirn in ängstlichem, quälendem Eigentakt klopf-klopfen, klopf-klopfen. Mein Geist schließt seine Augen im wirbelnden Dämmer des sich Wunders und etwas Wünschens und drückt seine Stirn gegen eine rechnerisch blinde Wand. Und er betet – blinde, nutzlose, alles andere als demütige Gebete, die ihn dürr und hilflos, vertrocknet, unsäglich beschränkt zurücklassen. Aber hebt er den Kopf und öffnet die Augen, sieht er, wie sich die schmelzenden Malven- und Kastanientöne einer toten Sonne quer über den Abendhimmel spannen, und entdeckt die kleinen, fern- sehnsüchtigen Flammen der immer hoffnungsvollen Sterne.

– dank ihrer ist es weniger wichtig, ob Gott mich liebt oder nicht, aber trotzdem wüsste ich's gern.

Mein Adretter Blauer Stuhl

Morgen

Ich nehme an, dass es nicht einmal in meinem innersten Selbst wirklich etwas Besonderes gibt unter all dem, was ich zusammengrubele, erfahre und fühle.

Meine einziges entscheidendes »Anderssein« ist, dass ich es finde und niederschreibe.

Mit achtzehn allerdings glaubte ich – diese dreifach-feurigen Heranwachsendenaugenblicke –, dass allein ich litte, dass allein ich schmerz erfüllt im Nebel tasten würde, dass allein ich die neu blühenden Lebensblütenblätter unerträglich süß und bitter auf den Lippen schmecken würde.

Die Ichzentriertheit der Jugend ist gnadenlos, maßlos, unendlich verletzlich. Das Jungsein spielt auf sich selbst, wie man auf einem kleinen Hackbrett spielt, die Melodie denkbar lieblich, doch verbunden mit einem rohen, grausamen Draufgängertum, das an den Saiten reißt, bis sie springen.

Dieses Stadium der Selbstzentriertheit habe ich hinter mir gelassen. Ich bin in ein wilderes, gesetzloseres Stadium geraten, das weitsichtiger ist, wenn auch kaum so visionär.

Während ich in diesem mitternächtlichen Butte-Montana auf einem Adretten Blauen Stuhl sitze, sitzen vermutlich zahllose andere, mir seelenverwandte Frauen einsam auf einem adretten roten, adretten grauen oder adretten wie-auch-immer-farbigen Stuhl – in Wichita-Kansas und South Bend-Indiana und Red Wing-Minnesota und Portland-Maine und Rochester-New York und Waco-Texas und La Crosse-Wisconsin und Bowling Green-Kentucky; und jede fühlt sich in einem falschen Winkel abgesetzt, gefangen in einem Netz aus kleinen, schalen Widersprüchen; jede hat gewartet, wartet, wird warten, wartet ständig – wartet ihr ganzes Leben lang –, nicht hoffnungsvoll und leidenschaftlich wie mit Achtzehn, sondern geduldig oder blasphemisch oder zornig

oder vulkanisch wie mit Anfang-Dreißig – der Dauerwarte-zustand verleiht einer jeden die Charaktereigenschaft, umfassend, anregend und nährend zu sein – und zusammen mit ihr das seit langem gewohnte Gefühl, dass ihr eine dünne helle Schneide tief in die Brust gestoßen ist; wobei jede Waco-Texas und Portland-Maine und Red Wing-Minnesota und die anderen Orte rundweg verabscheut; und jede gequält von einem heißen unruhigen Menschsein in ihrem Inneren, einem alten Verlangen nach Sex, wobei das Blut in einem ewigen Streit mit einer Myriade peinlich genauer Grundsätze aus der Morgendämmerung der Zivilisation liegt.

Obgleich ich von dieser Gemütsart bin, bekämpfen sich in mir keinerlei kleine Grundsätze.

Ganz so, als hätten mich ein Prälat und eine Waldnymphe gezeugt: sie versahen mich mit einem lächerlich schmerzlichen Gewissen und mit keiner der Traditionen der Gattung Mensch.

Keinerlei angeborene Herkömmlichkeit schränkt mich ein, ich bin frei wie eine Wildkatze auf einem dämmrigen Hügel. Gerade so wie ich hier sitze und vollkommen ruhig aussehe in meinem einfachen schwarzen Kleid: frei davon. Die kraftvoll männlichen, schottisch-kanadischen Locken sind gekämmt und aus meinem Haar herausgebürstet, damit es schön glatt und unauffällig meine Ohren und meine Stirn bedeckt. Meine Nägel sind rosa poliert, spitz gefeilt. Meine engstehenden schwarzen Augenbrauen wirken in ihrer heiteren Gelassenheit fast wie die einer Patrizierin. Meine Lippen sind reglos traurig. Meine Lider senken sich, als wäre ich ein saugendes Täubchen.¹ Aber meine grauen Augen unter den Lidern – hebe ich sie zum Spiegel, blickt mir der Kern meines Wesens aus ihnen entgegen, ermüdend lebendig. Er scheint aus Trägheit, Rohheit und Verzweiflung zu bestehen; zudem aus einem vagen Schuldgefühl, Elementen eines